

# Malves Mitgift.

Roman von Curt Harmsdorf.

(19. Fortsetzung.)

Bernd hielt nicht mit weiteren Fragen auf. Mit wenigen Sätzen die Treppe hinaufsteigend, ließ er die Thür des Schlafzimmers auf. Und sein erster Blick traf den mitten auf dem Tische liegenden Brief, der seinen Namen als Adresse trug.

Er stürzte darauf zu und riß den Umschlag auf, um wie durch einen Schieber zu lesen:

„Mein lieber Bernd!“

„Ich gebe, um nie wieder zurückzukehren. Vergieb mir, aber es konnte nicht anders sein. Frage mich nicht, warum es sein mußte, und laß Dir an der Versicherung genügen, daß ich nicht bleiben dürfte. Versuche auch nicht, mich zurückzuholen, denn es würde ein vergebliches Bemühen sein, und wenn Dir etwa das Gesetz die Macht gäbe, mich zu zwingen, würde es uns beiden nur zum Unglück gereichen. Ich danke Dir aus tiefstem Herzen für alles Gute, das ich von Dir erfahren, für all Deine Großmuth und Geduld. Ich kann sie Dir jetzt durch nichts anderes mehr vergelten als damit, daß ich Dir Deine Freiheit zurückgebe. Gönne mir die Genugthuung des Bewußtseins, Dir den Weg zum Glück wieder geöffnet zu haben.“

„Ich erkläre mich von vornherein mit allem einverstanden, was Du für zweckmäßig hältst, eine Lösung unserer Ehe herbeizuführen. Der Justizrath Keuling, ein alter Freund meines Vaters, wird von mir beauftragt werden, Deine Willensäußerungen in meinem Namen in Empfang zu nehmen und danach zu handeln. Es ist selbstverständlich, daß ich alle Schuld auf mich nehme, wie ja auch in Wahrheit von Anfang an alle Schuld bei mir gewesen ist. Noch einmal also: vergieb mir und laß mich meinen Weg in Frieden gehen. Es ist ja so am besten für Dich und für mich.“

Mit den heißesten Segenswünschen für Deine Zukunft und in unaussprechlicher Dankbarkeit

Malve.“

Bernd griff sich an die Stirn. Es fiel ihm schwer, an die Wirklichkeit denken zu glauben, was er erlebte. Vor seinen Füßen hatte sich plötzlich ein Abgrund aufgethan, dessen Tiefe er nicht zu ermessen vermochte. Was in der Welt sollte noch Glauben und Vertrauen verdienen, wenn die Liebe seines Weibes ein Betrug gewesen war, wenn diese Stimme, dies Lächeln, diese Blide ihm vielleicht schon vom ersten Tage an getäuscht hatten!

Er rief sich den Abschied ins Gedächtnis zurück, den er gestern von ihr genommen, ohne zu ahnen, daß es ihrer Meinung nach ein Abschied fürs Leben gewesen war. Und jetzt gewann natürlich jedes ihrer Worte für ihn eine ganz andere, besondere Bedeutung. Deshalb also hatte sie sich so entschieden dagegen gewehrt, daß er den beabsichtigten Akt aufgab, um ihr Selbstthun zu leisten! Ihr Selbstthun hatte ja ohne allen Zweifel schon festgestanden, und ihr Kopfschütteln war nur ein Vorwand gewesen, der es ihr ermöglichen sollte, ungehört ihre Vorkerkungen zu treffen.

Ohne die Mittheilungen Hillmers würde er vor diesem Entschluß seines Weibes wie vor etwas Unfassbarem gestanden haben. Jetzt aber, da er noch unter dem Einfluß der ersten leidenschaftlichen Erregung über jene Enthüllung stand, glaubte er, wieder über die Beweggründe, noch über das Ziel ihrer Flucht im Ungewissen zu sein. Und nun erinnerte er sich plötzlich des Briefes, den er ihr gestern gebracht hatte, des Briefes, der vielleicht in einem entscheidenden Zusammenhange stand mit ihrer Flucht.

Außer mit ihrer Schwester führte Malve ja so gut wie gar keine Korrespondenz. Er konnte sich wenigstens kaum erinnern, daß sie einen Privatbrief erhalten hätte, und es war ihm schon gestern im ersten Moment auffällig erschienen, daß die Adresse eine ihm völlig unbekannte männliche Handschrift gezeigt hatte. Aber wie hätte er auf schlimme Vermuthungen kommen sollen, da doch in seiner Seele auch nicht der leiseste Argwohn gegen sie war? Eine so geringe Bedeutung hatte er jenem Briefe beigemessen, daß es ihm wahrscheinlich nicht einmal eingefallen wäre, sie nach dem Absender zu fragen. Jetzt aber, jetzt würde er sein Leben darum geben haben, wenn er sich über die Person des Briefschreibers und über den Inhalt des Briefes hätte Bewußtsein verschaffen können.

Suchend floh sein Blick im Zimmer umher. Es war ja beinahe Wahnsinn, zu vermuthen, daß Malve das so compromittirende Schriftstück zurückgelassen haben könnte. Und doch war es dem Aufgeregten, als könne dieser seltsame Abschiedsbrief unmöglich alles sein, was ihm über ihre Beweggründe Aufklärung geben sollte — als müsse er hier noch andere, überzeugendere Beweise für ihren Treubruch finden, ehe er an die Wirklichkeit zu glauben wagte.

Und da gewahrte er in dem offenen Kamin auf den Schladen längst erloschener Kohlenstücke die trauernden, schwarzen Aschenreste eines verbotenen Blattes, das nicht vollständig verbrannt war.

Wie wenn er ein kostbares Kleinod erpäht hätte, hüpfte Bernd darauf zu. Mit äußerster Vorsicht, wenn auch mit bebenden Fingern, hob er das Blatt, dessen größerer Theil bei der Verhüllung zerstückelt, empor und trat damit an das Fenster, von der schwachen Hoffnung erfüllt, daß es ihm gelingen könnte, noch einige vor der Vernichtung bewahrt gebliebene Schriftzüge zu entziffern.

Aber der unverbrannte Rand war unbeschrieben geblieben, nur in feiner oberer, kränzlich angelegener Hälfte glaubte er nach einer Weile angelegentlich nachforschend die Federstriche einer Namensunterschrift wahrzunehmen. Und nachdem er sich vergebens bemüht hatte, sie zu entziffern, kam ihm der Gedanke, den halb verbrannten Papierfetzen an die Fensterscheibe zu legen. Da, ein Laut wie ein Aufschreien schmerzhaftesten Schmerzes entrang sich seinen Lippen — da konnte er im durchfallenden Lichte wirklich mit voller Deutlichkeit den Namen erkennen, der dort gestanden. Und es war kein anderer als der, den zu finden er gefürchtet hatte, der Name des Mannes, den vielleicht alle Welt außer ihm als Malves Verehrer gekannt hatte und den sie jetzt vor ihm den Vortritt gegeben hatte, weil er vermuthlich im Stande war, ihr ein glänzenderes Loos zu bieten, als er, der verabschiedete, völlig verarmte Dilettant.

Bernd fühlte etwas Heißes in seinen Augen, etwas, das ihm den Blick verschleierte und einen Nebel über seine Umgebung breitete. Aber er gerübelte voll Unmuths über eine so würdevolle Schwäche diese unmanlichen Thränen. Und als er eine Minute später den Abschiedsbrief seiner Frau in der Brusttasche barg, war er noch starrer, finsterner Ernst in seinen Zügen.

Ungeachtet und straff ging er zur Thür, denn er hatte keine Zeit mehr mit müßigen Betrachtungen zu verweilen. Außer den heiligen Pflichten, die pietätvolle Sohnesliebe ihm auferlegte und die gerade jetzt allen anderen vorausgehen mußten, hätte er ja noch eine andere unabweisbare Pflicht zu erfüllen. Und er war nicht gekommen, sich ihr zu entziehen.

Der Ehrenpakt der Degenendorfs war rein und makellos gewesen bis auf diesen Tag. Und er würde wahrlich nicht der erste seines Stammes sein, der geögert hätte, einen Schandfleck auf dem Schilde seiner Ehre nach rituellichem Brauch und Gebot mit dem Blute des Beleidigers oder mit dem eigenen zu tilgen.

## 22. Kapitel.

Am Morgen des vierten Tages nach ihrer Entlassung aus dem Herrlingerischen Hause bezogte Sigrid der freundlichen, alten Dame, bei der sie zunächst Wohnung genommen hatte, den aufgelaufenen Pensionspreis und theilte ihr zugleich mit, daß sie am Abend anderweitig über das von ihr bewohnte Zimmerchen verfügen könnte. Auf die bedauernde Frage der Pensioninhaberin, die nur ungern ihre lebenswürdige, junge Mietherin scheiden sah, erklärte sie ruhig, daß sie noch heute eine neue Stellung antreten werde. Denn nimmermehr würde ihr Stolz ihr gestattet haben, zu gestehen, daß ihre Baarhaft nur noch aus einem einzigen Gulden bestand, und daß sie darum schon morgen nicht mehr im Stande sein würde, ihre Rechnung zu begleichen. Die eintägige alte Dame würde ihr dann sichtlich Obdacht und Wohnung in der Hoffnung auf spätere Entschädigung angeboten haben, und Sigrid wollte es vermeiden, sie durch eine Ablehnung, wie ihre Grundhaft sie ihr gebieterisch zur Pflicht gemacht hätten, kränken zu müssen.

Auch war sie durchaus der Meinung, mit ihrer Erklärung nur die volle Wahrheit gesprochen zu haben. Denn sie mußte ja unter allen Umständen noch heute eine neue Stellung finden.

Nachdem sie sich durch einen raschen Blick in ihr Geldtäschchen von dem Vorhandensein des letzten Gulden überzeugt hatte, lenkte Sigrid auch an diesem Morgen wie an jedem der letzten Tage ihre Schritte nach dem abgelegenen und wenig besuchten Kaffeehaus, wo sie die Wiener und Budapestener Zeitungen auf Stellengebote hin zu durchforschen pflegte.

Aus den Blättern notirte sie sich eine Anzahl von Adressen, und schon rüstete sie sich wieder zum Aufbruch, um ihren Dornenweg anzutreten, als ihr Blick auf eine Zeitung fiel, die ein früherer Kaffeehausgast auf dem Nebentische hatte liegen lassen.

Es war der „Herold“, jenes weitverbreitete Tagesblatt ihrer Vaterstadt, dessen erbarmungslosen Chefredakteur sie für alles Unheil in ihres Lebens verantwortlich hielt. Ihres

ihrer Abneigung gegen diesen Mann konnte sie doch der Versuchung nicht widerstehen, ihre Hand nach jener Zeitung auszustrecken, die ihr möglicherweise irgend eine werthvolle Kunde aus der Heimath bringen konnte. Und gleich auf der ersten Seite, da, wo sonst der Leitartikel begann, las sie in gesperrter Schrift unter der Ueberschrift: „Ein Wort zum Abschied“:

„Am heutigen Tage verlasse ich meine seit mehr als zwanzig Jahren innegehabte Stellung als leitender Redakteur dieser Zeitung und es mag mir vergnügt sein, meinen Lesern von derselben Stelle aus, an der ich sonst über hervorragende politische und lokale Ereignisse zu ihnen gesprochen, ein Wort des Abschieds zuzurufen. Ich bin des langen Kampfes müde und es verlangt mich nach Ruhe. All den Freunden, die mir in manchen harten Fehden treulich zur Seite gestanden und deren Vertrauen mich bisher begleitet hat, sage ich Dank und herzlichste Lebwohl. Meinen Feinden, soweit ihre Feindschaft nur meiner Person gegolten, verzeihe ich und wünsche ihnen auf dem Plage, den ich verlasse, künftig einen ebenso aufrichtigen und ethischen Gegner, als ich es ihnen zu sein mich stets bemüht habe. Wohl kann ich mit dem Bewußtsein aus dem öffentlichen Leben scheiden, als ein Kämpfer des Rechts und ein unerschütterlicher Feind der Lüge gewesen zu sein, aber diese Stunde der Enttarnung und der Rückschau ist trotzdem nicht danach angehan, mich mit eitlen Stolz und selbstzufriedener Genugthuung zu erfüllen. Denn ich sehe gar manchen Irrthum auf meinem Wege und muß in Demuth betennen, daß ich in menschlicher Ausschließlichkeit oft dem Wehroberer besampt habe. Vieles, sehr vieles möchte ich ihm hinzutun, wenn es nicht für das eine wie für das andere zu spät wäre. Nicht alle meine Irrthümer kann ich hier einzeln und ausführlich bekennen, einer aber muß und soll an dieser Stelle Erwähnung finden, weil er mich persönlich tiefer getroffen hat als irgend ein anderer, und weil ich zugleich ein für allemal gewisse Mißdeutungen beseitigen will, denen entgegen zu treten ich bis zu diesem Tage keinen Anlaß genommen. Er betrifft mein Verhalten in Sachen der vor mehr denn Jahresfrist zusammengebrochenen Handelsbank und der mit ihr verschwiegenen Vereinigten Berg- und Hüttenwerke. Daß die Veröffentlichung in diesem von mir geleiteten Blatte den eigentlichen Anlaß zu der Katastrophe gebildet haben, ist wohl noch in jedermanns Gedächtnis. Und meine persönliche Mitwirkung war derart, daß ich nur einen geringen Theil der Verantwortlichkeit auf die Schultern des Denunzianten abwälzen darf, der — aus vielleicht unedlen Motiven — mir jene Enthüllungen über die geschäftliche und rechtswidrige Geschäftsführung der genannten Unternehmen zugetragen. Niemals werde ich die Stunde vergessen, da in meinem Redaktionsbureau der Mann vor mir stand, den meine Anschuldigungen am schwersten treffen mußten. Er hatte auf irgend eine Weise von dem Inhalt des noch unveröffentlichten Artikels Kenntniss erlangt und er war gekommen, den Druck zu verhindern. Nicht daß er sich freiwillig und offen zu seiner Schuld bekannt hätte! Er leugnete alles; aber er malte mir zugleich ein Bild von dem namlosen Unheil, das ich mit meiner Veröffentlichung über zahllose Unschuldige bringen würde, auch wenn ich schließlich die Genugthuung bezogen dürfte, einen Schuldigen vernichtet zu haben. Und er beteuerte die unaussprechlichen Folgen meines beabsichtigten Vorgehens richtig, als ich sie damals zu beurtheilen vermochte. Hätte nicht der Fanatismus der Wahrheit, der verwerflich ist wie jeder andere Fanatismus, weil er unfähig macht, menschlich zu denken und zu fühlen, meinen Blick geblendet, so hätte ich nach dem Eindruck jener Stunde das angemessene Richteramt in die Hände der wirklichen Richter legen müssen. Denn wäre mein Gewissen frei geblieben von jenem Vorwurf, der es jetzt belastet und der früher als die Last der Jahre meine Kampfesfreudigkeit erstickt hat. Aber ich glaube mich dazu behelfen, dem Recht ohne Rücksicht auf Menschenwohl und Menschennachkommen zu verbleiben. Der Artikel mit den vernichtenden Enthüllungen erschien und die Folgen sind bekannt. Der Geheimrath Gerhard Breitenbach, führte seine Schuld mit einem freiwilligen Tode, sein Komplize Rodewig ergriff die Flucht und blieb verschollen; die Bankdirektoren aber, die nichts als willenlose Werkzeuge in den Händen der anderen gewesen waren, mußten ihre leichfertige Willkürhaftigkeit mit entehrenden Gesängnisstrafen büßen. Soweit wäre alles gut und in der Ordnung gewesen. Aber es ging nicht nur das in Erfüllung, was ich gewollt und vorausgesehen, sondern in fürchterlichem Umfange auch das, was ich nicht gewollt hatte und was ich doch ebenfalls hätte voraussehen müssen, wenn ich wirklich die Qualifikation gehabt hätte für das hohe und verantwortungsvolle Amt, das ich aus eigener Nachvollkommenheit übernommen. Millionen gingen in der Panik des unermittelten Zusammenbruchs verloren und die Schuldlosen, die Betroffenen und Jergelährten waren es, die sie einbüßten. Vor mich hin aber traten Männer, die ebenso reinen Her-

zens waren wie ich und ebenso unbedingte Vorkämpfer des Rechts und der Wahrheit, um mir zuzurufen, daß ein Theil der Schuld auf mich falle.

So sprachen meine Ankläger. Und einer unter ihnen, der meinem Herzen näher stand als sonst ein menschliches Wesen, der Sohn der Frau, die das Licht, die Sonne meines nun zur Ruhe gehenden Lebens gewesen ist — er ging noch einen Schritt weiter als sie. In heiligem Mitleid mit den Hinterbliebenen des unglücklichen Breitenbach, für die ich selber in meiner fanatischen Verblendung kein Erbarmen gehabt hatte, wollte er mit Daranlegung seiner ganzen Kraft vor aller Welt den Nachweis erbringen, daß wenige Monate genügt hätten, um die verfahrenen Unternehmungen der Vereinigten Berg- und Hüttenwerke zu glänzenden Erfolgen emporzuführen. Er ging hin und übernahm die Leitung der Kohlengruben, die inzwischen für ein Spottgeld in die Hände eines neuen Finanzlotsen übergegangen waren. Er that es, obwohl er, der mit warmer Sohnesliebe an mir hing, voraussetzte, was daraus für mich entstehen würde. Denn was er mir in seiner Trennungsstunde prophezeit hatte, geschah. Im Lager meiner Feinde erbob sich ein gewaltiges Geschrei. Man glaubte mit einem Male die Erklärung für mein Vorgehen gegen die Handelsbank und ihre Tochterunternehmen gefunden zu haben. Nicht um der Gerechtigkeit willen, sondern aus schändem, schändlichem Eigennutz hätte ich gehandelt — in geheimen Einverständnis mit jenen Finanzleuten, die mich nun durch die Anstellung und die unverhältnismäßig glänzende Bezahlung meines Stiefsohnes für den Judasdiener belohnten. Ich habe schwer unter dieser Vorwürfen gelitten, viel schwerer als unter irgend einer ungerechten publizistischen Thätigkeit von meiner Widersacher gegen mich erhoben worden ist. Aber ich habe sie dennoch schweigend hingenommen, weil ich mich nicht berechtigt glaubte, ohne seine ausdrückliche Zustimmung der Öffentlichkeit die lauterer Beweggründe meines Sohnes zu offenbaren. Monatlang habe ich unter dem Druck des Bewußtseins gelitten, meinen Feinden und auch vielleicht vielen von denen, die ich bis dahin für meine Freunde gehalten, für einen beständigen Goldschreiber, einen Revolverjournalisten zu gelten. Und wenn ich für die Verblendung meines Thuns neben der Strafe meines Gewissens auch eine öffentliche Befragung verdient hätte, so ist sie mir wahrlich vollkommener zuteil geworden.

Heute aber bin ich meiner Schweigenspflicht ledig. Mein Sohn hat die Aufgabe gelöst, die er freiwillig auf sich genommen. Er tat den Nachweis geführt, daß die Grubenterains der Vereinigten Berg- und Hüttenwerke in der That unermessliche Kohlenerschätze bargen und daß innerhalb eines einzigen Jahres alle jene Gewinne hätten erzielt werden können, an die Breitenbach und Rodewig ihre Aktionäre glauben machen mußten, wenn sie ihre Unternehmungen bis zum Eintritt des thatfächlichen Erfolges lebensfähig erhalten wollten. Nachdem er dieses Ziel erreicht hatte, gab es für meinen Stiefsohn nichts mehr, das ihn mit dem Unternehmen jener Finanzleute verbunden hätte. Unter Zahlung einer für seine Verhältnisse beträchtlichen Konventionalstrafe verließ er trotz der verlockendsten Anerbietungen der Aktionäre seine Stellung, um beschreiben in das Dunkel einer von niemand beachteten Thätigkeit zurückzukehren. Von dem glänzenden Gehalt und den Tantiemen aber, die er auf seinem, angeblich durch meine schandliche Verschleierung erlangten Posten bezog, hat er nichts für sich behalten. Man darf mir das glauben, auch wenn ich meinen Lesern nicht Rechenschaft darüber gebe, wozu er sie verwendet.

Das ist meine Selbstanklage und das ist es, was ich zu meiner Rechtfertigung zu sagen habe. Wer nie dem Irrthum unterworfen war, der werde den ersten Stein. Diejenigen aber, die um der Gerechtigkeit willen handeln und nicht um der Liebe willen, die dreimal heiliger ist als alle irdische Gerechtigkeit, sie mögen eingebend bleiben, daß alle Menschenanerkennung wandelbar ist und daß morgen eitel Thorheit sein kann, was heute Wahrheit schien. Nur ein einziger Fehler leitete mich, leuchtet uns in diesem nebelhaften Dunkel — der Stern der Nächstenliebe!

Seiner Führung allein sollt ihr vertrauen!

Doktor Ellhosen.“

Als Sigrid diesen Artikel zu Ende gelesen hatte, war es rings um sie her so licht und hell, als wäre der schmutzige Raum des kleinen düsteren Kaffeehauses bis in das letzte Winkelchen vom glöblichsten Sonnenschein durchfluthet.

Als Sigrid den Vertheidigungsartikel Doktor Ellhosen im „Herold“ zu Ende gelesen hatte, stand sie lächelnd auf und legte ihren letzten Gulden auf die Platte des Marmor-tischchens, die Absicht des Kellners, ihr die nach Abzug der geringfügigen Fehde verbleibende kleine Münze herauszugeben, mit einem freundlichen Kopfschütteln zurückweisend. Sie war ja so reich, so unermeßlich reich, daß sie eine solche Armuthseligkeit wohl verachten durfte.

Wie in einem köstlichen Traum ging sie draußen durch die vollsteh-



Gast: „Wie ist es möglich, daß Sie bei 5 Mark per Monat bestehen können?“  
Kellnerin: „Ja, wissen's, wenn die Trinkgelder nicht wären und sich untereinander nicht hie und da beim Zusammenrechnen der Fehde irren thät', dann könnt man auch nicht bestehen.“

lebten Straßen dahin, die ihr so schön und better erschienen, wie sie sie nie vorher gesehen. Alle die Menschen, die da an ihr vorüberhasteten, hatten so gute, freundliche, wohlwollende Gesichter. Jedem von ihnen hätte sie etwas Herzliches sagen, etwas Liebes erzeigen mögen. Sie mußte zusammengekauften Adressen hatte sie drinnen auf dem Tische liegen lassen, und sie dachte nicht daran, ihre lauren Bewerbungsänge wieder aufzunehmen. An einem Festtage thut man dergleichen nicht, und heute war ein Festtag, wie herrlicher und feierlicher noch niemals einer in ihrem Leben.

Ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen war, sah sie sich plötzlich in der prächtigen Radialstraße und vor Anton Herrlingers palastartigen Hause. Fast liebreich ließ sie ihren Blick über die prunkende Fassade und über die langen Reihen blinkender Fenster dahingleiten. Alle Bitterkeit und aller Groll waren aus ihrem Herzen geschwunden, daß sie kaum noch begriff, wie sie den Menschen da drinnen niemals hätte zürnen können, diesen Menschen, denen sie doch allein das Glück verdankte, daß sie den edelsten und hochmüthigsten, den selbstlosesten und wahrhaftigsten aller Männer von Angesicht zu Angesicht hatte sehen dürfen.

Am liebsten wäre sie hinaufgeeil, ihnen dafür zu danken; aber da sie selbst im Ueberflusse ihrer Empfindungen noch nüchternen Ueberlegung genug hatte, sich zu sagen, daß das doch wohl nicht anging, schritt sie lächelnd weiter.

Und es überraschte sie kaum, als sie an der nächsten Wegbiegung plötzlich den vor sich sah, dem allein ihre Gedanken gehörten und ihrer innerlichen Ueberzeugung nach für alle Zukunft gehören würden. Sie war ja sicher gewesen, daß er noch nicht ganz aus ihrem Leben verschwunden sein könne, daß sie ihn wenigstens noch ein einziges Mal wiedersehen würde, um ihm zu sagen, wie thöricht sie gewesen war, und um ihm aus der ganzen Fülle ihres Herzens zu danken.

Walter Büttner ging auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, aber er war ihr fast in dem nämlichen Augenblick anständig geworden, da Sigrid ihn erkannte. Und es schien fast, als ob er über die unerwartete Begegnung erschrocken sei; denn wenn er auch höflich grüßend den Hut zog, machte er doch nicht Miene, den Fahrbaum zu überschreiten, sondern beschränkte vielmehr seinen Schritt, als sei ihm daran gelegen, ihr so rasch als möglich zu entflüchten.

Sigrid indes ließ sich dadurch nicht beirren. Für sie gab es in diesem Augenblick keine kleinlichen Schicksalsbedenken und keine zimperlichen Gebote mädchenhafter Zurückhaltung mehr.

Geradewegs ging sie quer über die Straße auf ihn zu und nickte ihm so, vielleicht gegen seinen Willen, stehen zu bleiben.

„Ich bin glücklich, Sie wiederzusehen“, sagte sie ohne alle Umschweife, „denn ich habe Ihnen ein großes Unrecht abzuhalten. Aber ich weiß erst seit einer Viertelstunde, wieviel ich Ihnen verdanke, und darum müssen Sie mir es verzeihen, daß die Absicht mir früher erfolgt ist.“

Der junge Ingeieur, der sonst keine Schüchternheit kannte, sah besorgten vor sich nieder.

„Sie müssen in einem Irrthum sein, Fräulein Breitenbach“, erwiderte er unsicher. „Ich weiß weder, wofür Sie mir zu danken, noch wofür Sie mir Abbitte zu leisten hätten.“

Aber Sigrid lächelte ihn an, und es war sogar ein wenig Schelmerei im Klang ihrer Stimme, als sie sagte:

„Soll es etwa meine Strafe sein, daß Sie mich jetzt der Möglichkeit berauben wollen, mein Unrecht zu sühnen? Oder ist es Ihnen lieber, mir als ein Feind zu gelten? Wenn das der Fall ist, hätten Sie eben Ihren Vater verhindern müssen vor aller Welt die Wahrheit zu offenbaren.“

Büttner stutzte einen Moment:

„Sie haben also den Abschiedsartikel im „Herold“ gelesen?“

Es klang wie ein Aufathmen der Erleichterung aus seiner Frage. Sigrid aber vernahm es nicht, und sie hätte ja auch keine Deutung dafür gehabt, wenn sie es vernommen hätte.

„Ja“, erklärte sie fest. „Und was ich mir vorgenommen hatte, Ihnen zu sagen, Herr Büttner, das ist: Sie haben gehandelt wie ein großer und wie ein wahrhaft guter Mensch. Meine Schwester und ich, wir werden in Ihren jetzigen den einzigen wahren Freund verehren, den wir in unserem Unglück gefunden.“

Da sagte auch in ihm die heiß aufquellende Herzensstrebende alle Verlegenheit, und wenn sie sich auch auf offener Straße befand, zog er doch die kleine, zarte Hand, die sich ihm so frei und unbefangenen dargeboten, mit einer innigen Zärtlichkeit an seine Lippen.

Wenn Sie mich in Wahrheit dafür halten, Fräulein Sigrid, werden Sie mir dann von nun an auch das schöne Vorrecht der Freundschaft einräumen — das Recht, Ihnen beizusitzen und Sie, soweit meine Kräfte reichen, gegen jede Unbill des Lebens zu schützen?“

„Sie haben eine seltsame Logik, Herr Büttner“, sagte sie heiter. „Reicht das eine Wohlthat verzeihen, daß man dem Spender das Recht zu weiteren Wohlthaten einräumt? Aber ich habe Ihnen gar nichts mehr zu erlauben oder zu verbieten. Alles, was Vertrauen und Freundschaft gewähren können, ist Ihnen von ganzem Herzen gewährt. Und ich werde sehr froh sein, wenn Sie mich in Zukunft nicht mehr so ganz unaussprechlich finden, als ich Ihnen meinem Benehmen noch bisher erscheinen mußte.“

„Unausstehlich? Sie — Fräulein Sigrid?“

Sie sahen sich in die Augen und wie eine Flamme loberte es in dem schönen, von der Freude ihres Herzens gleichsam verklärten Antlitz des Mädchens auf.

„Nun, ich denke, ich hätte mich im Hause des Herrn Anton Herrlinger häufig genug gegen Sie benommen. Sind Sie mir nicht eben noch deshalb so liebe gewesen, daß Sie mir ausweichen wollten?“

Nun lächelte auch er.

„Ach nein, liebe Frau, ich gewiß nicht. Aber haben Sie nie gehört, daß man auch gerade aus dem entgegengelegten Grunde die Flucht ergreifen kann, wenn — wenn man Anlaß hat zu fürchten — daß —“

Er fand nicht die rechten Worte oder nicht den rechten Muth, den es genommenen Satz zu vollenden. Und nun gingen sie eine kleine Weile schweigend nebeneinander her — beide blickten in die Ferne, voll beseligender Hoffnung und zugleich voll zögernden Bangens vor dem Großen und Wunderbaren, das die nächsten Sekunden ihnen bringen mußten.

Dann fühlte Sigrid, ohne daß sie hätte aufzuklären brauchen, wie seine Augen wieder so warm und so eindringlich, wie nach ihrer Ueberzeugung sonst keines Menschen Augen zu blicken vermochten, auf ihrem Gesicht ruhten. Und sie meinte, in der Erregung der atemberaubenden Erwartung fast vergehen zu müssen, bis er mit gedämpfter Stimme, beinahe flüsternd, sagte: „Begreifen Sie nicht, Fräulein Sigrid, daß man auch deshalb vor jemandem stehen kann, weil man ihn allzu lieb hat?“

Sie fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, laut aufzusuchen, aber sie hätte keine Coastachter sein müssen, wenn der Wunsch, alle Wonnen ihres weidlichen Empfindens bis zum Grunde auszutrollen, nicht doch noch härter gewesen wäre als dies Verlangen.

„Nein“, erwiderte sie schneidbar ganz ernsthaft, „das begreife ich nicht. Ich für meine Person wenigstens würde es nicht so machen — vorausgesetzt natürlich, daß ich ein Mann wäre.“

(Fortsetzung folgt.)

„Aber warum in aller Welt bringen Sie die Milch, wenn nicht zum Frühstück, so doch wenigstens zum Lunch? Es ist jetzt vier Uhr nachmittags.“

„Ja, Madame, das ist auch schon die Milch, die für morgen früh gemolten wird!“